

Silvia Hlavin
Eszters Wende

Roman

Sophie

Messingknöpfe. Das war eine Bedingung gewesen. Die neue Wohnung musste in einem Haus sein, deren Klingelknöpfe auf einem Messingschild montiert waren, besonders schön sollte es sein – und vor allem: beständig.

Sophie strich über den Knopf, über ihren Knopf, nicht den eines Amtsgebäudes, nein, ihr privater, eigener Knopf. Er war perfekt: Kühl und knubbelig, daneben ein freies, weißes Schild. *Top eins* oder lieber ihr Nachname? Neben Dr. Konrad Schmidt, unterhalb von *privat*, I.J. und F.G. sowie *Top sechs*.

Und das Haus mitten in Wien, genau genommen im ersten Bezirk, in der Inneren Stadt. Darauf hatte sie ebenfalls bestanden. Zum ersten Mal ein längerfristiges Zuhause, in Wien, dann wahrhaftig in der Mitte der Stadt.

Also gut, lass dich von den alten Basteien beschützen und umgib dich mit der mehrspurigen Prachtstraße. Das war Vaters Resümee gewesen, lächelnd, während er die Transaktionsnummer für die Überweisung der Kaufsumme eingetippt hatte.

Sophie legte den Kopf schief, beugte sich etwas hinunter. Sie war sich nicht sicher, ob sie das weiße Namensschild selbst herausziehen konnte, um es zu beschriften. Dem Anschein nach übernahm dies die Hausverwaltung; die Schrift war auf allen Schildern gleich, sie würde am Montag bei der offiziellen Schlüsselübergabe nachfragen. Noch einmal legte sie ihren rechten Zeigefinger auf den linken

untersten Messingknopf. Diesmal jedoch drückte sie fest darauf, wartete, blickte die Straße entlang Richtung Graben und drückte erneut. Schade, dass man die Klingel – ihre Klingel – nicht durch das Fenster bis auf die Straße hörte.

Während sie zu der breiten Fußgängerzone schlenderte, welche der einst vielbefahrene Graben vor Jahrzehnten geworden war, hielt sie Ausschau. Nach einem Kaffeehaus, für die nächsten Tage als Zufluchtsort, wenn ihr das Auspacken der Kartons zu viel werden sollte, später zum Kaffeetrinken und wegen der Torten. Die Wohnung war zwar mit einer kleinen Küche – ihrer kleinen Küche – ausgestattet, aber diese hatte nur einen Herd mit drei Kochplatten ohne Backrohr.

Vor der Auslage einer kleinen Konditorei hielt sie kurz, bevor sie kopfschüttelnd weiterging. Beim Kaffeehaus würde sie keine Kompromisse eingehen. Weder industriegefertigte Einheitsware noch fetttriefende Gebäckstücke, sondern ein gemütliches Lokal mit Torten, die nach Mehl, Eiern und Schokolade schmeckten, oder diesen Cupcakes mit fein geschlagenem Topping. So ein Café musste es sein. Schließlich war sie zurück in Wien, endlich.

Sophie wusste, dass alles, was sie nun vorhatte, ausnahmslos unüberlegt und dumm war. Sie riss die Packung mit der Lampe auf, legte sie auf den Sessel, der mitten im Zimmer stand. Dann packte sie alle Bilderrahmen aus, lehnte sie an die Wand, und zu guter Letzt und mit einem breiten Grinsen öffnete sie den Farbkübel und tauchte mit dem neuen Pinsel ein, um einen schrägen Strich quer über die Wand ihres Schlafzimmers zu malen. Shocking Pink! Sie war zurecht stolz auf sich, hatte im Baumarkt lange genug zwischen Mandelblüte und Pfirsichorange hin und her überlegt. Aber ein Zimmer, das man nicht bloß gemietet hatte, um es nach Zeitablauf wieder zu räumen, vertrug gewaltige Farben. Shocking Pink war eine der mutigsten Farben, die sich kaufen ließ.

Sie knipste die ganze Szenerie und verschickte sie an ihren Bruder, der bei den Eltern in Prag war. *Cool, oder? Zeig es bloß Mama nicht, sonst pinselt sie in Vaters Arbeitszimmer rund um das Gemälde des letzten Kaisers rosafarbene Girlanden.*

»Shocking Pink macht seinem Namen alle Ehre.« Könnten Mutters oder Vaters erste Worte sein, wenn sie im Sommer zu Besuch kommen würden. Sophie legte die breite Rolle zur Seite und trat zurück. Eine Wand reichte. Sie rückte den Sessel vor die gegenüberliegende, weiße Wand, stieg hinauf und malte mit dem Pinsel ein riesiges Herz in die Mitte. Das war mutig. Und schön.

Eszter

Ich steige aus dem Bus, warte, bis der Fahrer meinen Koffer auf den Gehsteig stellt und sich mit einem kurzen Nicken verabschiedet. Ich weiß den Weg, ich muss bloß den Kreisverkehr überqueren ... warum habe ich das Taxiangebot ausgeschlagen? Grün! Die Leute neben mir, die meisten so wie ich aus dem Bus, setzen sich in Bewegung. Ich nehme meinen Koffer, zur Metro Linie U1, kein Problem, einfach der Menge nach, das blaue Schild mit dem weißen »U« kenne ich vom letzten Mal. Die Mitarbeiterin der Caritas hat mir alles genau erklärt. Sehr nett, sogar bemüht, einige Worte auf Ungarisch einzuflechten. Bemüht, denn ihre Aussprache ist in Wirklichkeit miserabel gewesen.

U-Bahnlinie eins, Richtung Reumannplatz. Dass mein Deutsch hervorragend sei, hat die Betreuerin immer aufs Neue betont. Kein Wunder, ich habe bereits während meiner Schulzeit Deutsch gelernt, war meine Erklärung gewesen. Vielleicht doch ein Wunder oder zumindest Glück, weil meine Eltern dem liberalen Wind, der damals in Ungarn aufkeimen durfte, getraut haben. Nóra, meine beste Freundin, hat Russisch lernen müssen, wie die meisten.

Station Stephansplatz, Rolltreppen, hinauf, hoffentlich erwische ich den richtigen Ausgang. Alles auffallend sauber, die Leute sind gut gekleidet, die meisten Männer im Anzug, die Frauen haben wunderschöne, leichte Mäntel an. Eine hohe Säule, die Pestsäule, von hier finde ich sofort den Weg. Die breite Fußgängerzone entlang, ich

laufe zwischen den Menschenmassen durch, im Augenwinkel sehe ich Geschäfte, Auslagen, laufe weiter, mag nicht unpünktlich sein, außerdem ist der Koffer schwer.

Ich erinnere mich genau an das Haus; erst vor zwei Wochen ist das Vorstellungsgespräch gewesen. Trotzdem, jetzt bin ich mir nicht mehr sicher, denn ein schmiedeeisernes Tor hat hier scheinbar jedes Palais-artige Wohnhaus, ebenso eine Sprechanlage mit Messingknöpfen und kleinen Namensschildern. Ich wechsele den Koffer in die andere Hand, erkenne die Straßenecke doch – sicher, hier ist es. Ich läute bei I.J.

Im selben Moment öffnet sich die Tür. Ein Mann mustert mich erstaunt.

»Hoffentlich wollen Sie nicht zu mir, denn die Ordination ist für heute geschlossen.«

Ich schüttle den Kopf.

»Nein, zu Frau Janssen.«

Der Mann stockt und zeigt auf meinen Koffer: »Verstehe, darf ich mich gleich vorstellen: Zweiter Stock, Konrad Schmidt, herzlich willkommen.«

Er streckt mir die Hand entgegen, gleichzeitig ertönt das Summen der Gegensprechanlage.

»Danke ...« Ich zwänge mich mit dem Koffer an ihm vorbei und betrete das Haus. »Danke«, was soll das? Das ist sicher keine richtige Antwort auf einen Willkommensgruß. Ein kleines Haus, auf der Tafel sind bloß sechs Namen angeführt, natürlich kennen sich hier alle untereinander. Ich hätte ihm wenigstens die Hand geben können.

Herr Janssen tritt am nächsten Morgen kurz vor neun aus dem Bad und wenig später ist er mit Sakko und Aktentasche an der Eingangstür, als er abrupt innehält und sich umdreht.

»Entschuldigung, Frau Na–«

»Eszter, bitte«, unterbreche ich ihn, meinen Nachnamen kann in Österreich ohnehin niemand richtig aussprechen.

»Gerne, Frau Eszter, meine Handynummer ... wollen Sie nicht die Nummer gleich einspeichern? Nachfolgend könnten wir kurz überprüfen ...«

Ich nicke und eile in mein Zimmer. Wenige Minuten später, als sein Telefon läutet, auf dem Display meine Nummer erscheint, wirkt er erleichtert, und nachdem er seine Frau nochmals auf die Wange geküsst hat, verlässt er die Wohnung.

Ich setze mich zu Isabelle Janssen an den Frühstückstisch. Die Glasschale ist beinahe bis oben gefüllt, vermutlich hat sie zwei Löffel Müsli gegessen, maximal drei. Die Tasse mit dem koffeinfreien Milchkaffee steht unberührt daneben. Sie hat wahrscheinlich im Spital stark abgenommen, denn auf den Fotos, die im Wohnzimmer an den Wänden hängen, sieht sie wesentlich runder aus, passender, sie ist schließlich Opernsängerin gewesen. Ich rühre in meinem eigenen Kaffee, proste Frau Janssen zu und lächle; alleine essen oder trinken mögen die wenigsten. Sie legt tatsächlich den Löffel aus der Hand und greift langsam nach der Tasse, trinkt sogar einen Schluck, bis sie abrupt innehält und ins Leere starrt.

Nach zehn langen Minuten und einem einzigen weiteren Löffel Müsli erlöse ich sie, nehme Tasse samt Schale und gehe in die Küche. Dort hängt ein foliertes Kalenderblatt mit der dreispaltigen Einteilung für die Mahlzeiten. Frühstück: Milchkaffee mit Müsli am Montag, Mittwoch und Freitag. Hagebuttentea mit Butterbrot dienstags und donnerstags. Mittags: Vollkornnudeln mit abwechselnden Gemüsesorten, einmal Spinat mit Spiegelei, Kräuter-Risotto. Freitag gedünsteter Fisch mit Erdäpfelpüree. Abends Gemüsesuppe. Alle Zutaten sind bereits eingekauft, entweder gekühlt oder eingefroren. Brauche ich dennoch etwas, ist Geld in der obersten Lade neben dem Kühlschrank, dort wo bei Bedarf die Rezepte für die jeweiligen Speisen liegen. Ob Herr Janssen früher auch alles geplant und organisiert hat? Gedünsteter Fisch, oh, wie soll die Arme je wieder Freude am Essen haben?

Ich räume den Geschirrspüler ein, schalte die Kaffeemaschine aus und öffne der Reihe nach die Vorratsschränke. Alle Lebensmittel sind übersichtlich eingeordnet, die Dosen beschriftet, manche sogar zweisprachig. Ich nehme eine Dose aus dem Regal: »Só.« Wahrscheinlich versteht meine Kollegin Ágnes nicht gut Deutsch und hat aus Angst vor Verwechslung manches selbst beschriftet. Ich stelle die Salzdose zurück.

»Frau Janssen, möchten Sie sich zum Fenster setzen?«

Angeblich ist der kleine Tisch mit den beiden Lehnssesseln ihr Lieblingsplatz. Frau Janssen nickt leicht mit dem Kopf. Ich helfe ihr beim Aufstehen, stütze sie und in winzigen Schritten durchquert Frau Janssen das Zimmer. Ein großer Teppich in der Mitte, zwei Läufer an den Stirnseiten, absolut nicht geeignet für jemanden, der die Beine kaum mehr als ein bis zwei Zentimeter hochheben kann.

Eine umgebogene Ecke, Falten, die entstehen, wenn der Fuß über den Flor streift, nein, alles unnötige Stolperfallen, das ist leichtsinnig, passt nicht zu diesem Mann, der sogar im Badezimmer ein foliertes Blatt mit Hinweisen aufgehängt hat.

Isabelle Janssen lässt sich in ihrem Lieblingssessel nieder und schließt die Augen. Die wenigen Schritte haben sie ermüdet, kein Wunder, sie ist erst seit zwei Wochen aus dem Krankenhaus zurück, wahrscheinlich döst sie tagsüber öfters. Die Tasche, die sie mithatte, ist nicht einmal ausgepackt, steht hier im Wohnzimmer hinter der Tür. Ich muss die Kleidungsstücke spätestens nachmittags in die Waschmaschine stecken. Wer mag gerne an seinen Spitalsaufenthalt erinnert werden, außerdem riechen die Kleider sicher nach Krankenhaus.

Ich setze mich auf den Lehnstuhl, der Frau Janssen gegenübersteht. Komisch, in dieser fremden Umgebung, in dem weichen Sessel zu sitzen und einfach nichts tun. Wie komisch muss es wohl für sie sein, plötzlich ist da eine weitere Fremde in ihrer Wohnung. Zuerst Ágnes, nun ich, ob sie weiß, dass wir einander abwechseln? Ob ihr Mann das alles erklärt hat? Ah, endlich, sie öffnet langsam die Augen, ich lächle und beuge mich etwas zu ihr: »Wir haben gestern nur kurz miteinander gesprochen, ich heiße Nagy Eszter, bin achtundzwanzig Jahre alt, in Sopron geboren und lebe dort gemeinsam mit meiner Schwester Judit. Sie ist Kosmetikerin und Friseurin und besitzt ein eigenes kleines Geschäft. Meine Eltern sind vor drei Jahren nach Budapest gezogen, der Vater hat sich dort bessere Jobchancen erhofft.«

Ich stocke, denn Frau Janssen hat bei dem Wort »Budapest« kurz die rechte Hand gehoben.

»Sie kennen Budapest?«

Isabelle Janssen nickt kaum merklich, dann dreht sie den Kopf zum Wandschrank.

Ich stehe auf, gehe zu dem Kasten, zeige auf ein Fach, doch Frau Janssen bleibt bewegungslos. Erst als ich eine große Lade antippe, scheint sie zu reagieren.

»Darf ich schauen?«

Frau Janssen nickt abermals.

Die Lade ist bis obenhin gefüllt mit Fotoalben. Ich nehme das oberste heraus, ein grünes mit der Aufschrift 1990-1992, und halte es hoch. Isabelle Janssen schüttelt leicht den Kopf, öffnet den Mund und gibt einen dumpfen Laut von sich. Ich lege weitere Alben zur Seite, dieser dumpfe Laut kann weder gelb noch rot bedeuten. Blau, schätzungsweise blau. Tief unten in der Lade ist tatsächlich ein blaues Album mit der Aufschrift 1985-1986.

Ich kehre zu Frau Janssens Lehnstuhl zurück, lege ihr das Fotobuch auf den Schoß, und setze mich näher zu ihr. Das Blättern fällt ihr schwer, jede zweite Seite übernehme ich, ihre Motorik gehört trainiert, das muss ich mit Herrn Janssen besprechen, nein, am besten gleich mit der Physiotherapeutin, kommt die nicht ohnehin mittwochs?

Und da ist es: ein Foto von Isabelle Janssen vor der Budapester Oper. Das Gebäude kenne ich aus den Nachrichten. Isabelle Janssen mit langem, gewelltem Haar und einem zweiteiligen, lavendelfarbenen Kostüm. Sie lacht, hält in einer Hand einen Blumenstrauß, mit der anderen zeigt sie hinter sich auf das wunderschöne Gebäude.

Das Foto darunter zeigt sie auf der Bühne, beschriftet mit »Eva, Meistersinger von Nürnberg«, neben ihr weitere Darsteller und ein Mann im schwarzen Frack, der sich gerade verbeugt.

Ich schlüpfte aus der Jogginghose, hänge sie über die Stuhllehne und ziehe meine Jeans an. Vielleicht findet mich Herr Janssen nicht sympathisch.

Ich müsse mir nun sofort meine Freizeit genehmigen, am besten einen Spaziergang machen, das Wetter sei angenehm, es wäre noch hell, er schaffe es nicht jeden Tag, zeitig von der Arbeit zu kommen, ich solle die Gelegenheit nützen.

»Sofort« – das hat er sehr laut gesagt. Meine Handtasche liegt im Kasten, benötige ich sie überhaupt? Oder wenigstens den Ausweis einstecken? Ich muss mich mehr auf seinen Tonfall konzentrieren. Wahrscheinlich verstehe ich oft etwas falsch, schließlich ist mein Deutsch nicht perfekt. Besser, ich gehe rasch, sicherlich will er mit seiner Frau alleine sein. Ich eile den Gang entlang, winke zu der geöffneten Wohnzimmertür hinein und erwähne, ich würde in einer Stunde zurückkehren.

»Zwei, Frau Eszter, Sie haben Anspruch auf zwei Stunden!« Herr Janssen sitzt neben seiner Frau, eine Zeitung liegt ausgebreitet auf seinem Schoß.

Vor dem Haus verharre ich kurz, sehe nach rechts, nach links. Ich habe mich keineswegs vertraut gemacht, weder mit dieser Straße, noch mit Wien. Ich hätte einen Stadtplan mitnehmen sollen, jetzt stehe ich hier, wie eine Touristin, nein, schlimmer, Touristinnen

sind nämlich mit einem Plan ausgerüstet. Ich könnte einfach losgehen, die breite Straße, die zur U-Bahn führt, kenne ich. Graben, genau, so heißt diese Fußgängerzone mit einer Pestsäule. Das habe ich vor der Abreise zu Hause im Internet recherchiert. Ich bleibe kurz stehen, blicke mich wieder um, entscheide mich für die Stephanskirche. Den Rückweg werde ich finden, das ist einfach, und dabei könnte ich einen Schaufensterbummel anhängen. Zu Hause haben mich alle gewarnt, ich würde meinen ganzen Lohn ausgeben in Wien, wo es sicher unzählige schicke Sachen gibt. Dass mich das weniger interessiert, weil ich froh bin, wenn mir möglichst viel zum Sparen bleibt, erzähle ich niemandem. Am ersten Tag ist mir dieses Modeschmuckgeschäft aufgefallen, gut dass ich doch die Tasche mit der Geldbörse mitgenommen habe. Zuerst muss ich mir die Preise gut ansehen, Krisztina hat in einigen Wochen Geburtstag und sie freut sich sicher über ein Geschenk aus Wien.

Auf dem Platz vor der Kirche weht der Wind stark, ich knöpfe meine Jacke zu, das hilft nicht viel, also betrete ich das Gotteshaus. Finster ist der Innenraum, düster, und murmelnde Stimmen aus einer Nische an der rechten Seite verstärken den unheimlichen Eindruck. Sonst mag ich Kirchen, aber nun überlege ich, umzukehren. Ein paar Sonnenstrahlen fallen durch die bunten Fenster, langsam setze ich einen Schritt vor den anderen ins Innere und obwohl viele Menschen um mich herum sind, scheint es mir, als ob bloß meine Absätze auf dem Steinboden laut hallen. Eine Absperrung trennt die Touristen von den Messbesuchern. Einige Touristen drängen mich mit ihren Fotoapparaten vorwärts, ich bleibe erst wieder hinter einer Säule stehen. Hoch oben ist eine Kanzel, ein Stufenaufgang führt hinauf und auf dem Handlauf erkenne ich kleine Tiere, die Fröschen gleichen. Ich beuge mich nach vor, um besser durch

die großen Glasscheiben zu sehen. Interessant: Das sind Frösche! Plötzlich werde ich von jemandem weggestoßen. Eine Fremdenführerin, um die sich eine Gruppe Jugendlicher schart, hat sich vor der Kanzel postiert und beginnt bereits mit ihren Erläuterungen. Ich verstehe kein Wort, möglicherweise ist das Italienisch.

Ich verlasse die Kirche. Beim nächsten Mal werde ich eine Kerze kaufen, um sie in der kleinen Kapelle an der Seite aufzustellen.

Erst eine halbe Stunde ist vergangen, seit ich die Wohnung verlassen habe. Einen Moment verweile ich vor der Kirche, erneut bläst mich der böige Wind förmlich weg. Ich spaziere hinter den Dom, wo ich ein Blumengeschäft entdecke. Kleine Metallkübel gefüllt mit Erde und Narzissenzwiebeln, ein Bündel Äste mit gefilzten Bändern; ein Glasgefäß mit Steinen, umstellt mit abgeschnittenen Bambusrohren. Ich greife kurz nach den Ästen – vermutlich dürre Zweige alter Obstbäume, und darin hängen ein paar willkürlich verteilte, filzige Strähnen, lose gewickelt, nicht einmal kunstvoll gebunden oder befestigt. Ich schüttle den Kopf, so würde ich meinen Blumenkiosk nicht dekorieren. Und doch, wenn ich die ausgestellte Ware vor dem Geschäft als Ganzes betrachte: schön. Ich bücke mich zu dem kleinen Glas mit den Steinen und drehe das Preisschild um. Ich lasse los, als hätte ich mich verbrannt, weiche einen Schritt zurück, das ist Wahnsinn, wie viel muss man hier wohl verdienen, dass man für ein Glas mit Steinen derart viel zahlen will oder kann!

Kurz bleibe ich stehen, beobachte mehrere Frauen, die den Blumenladen betreten und wenig später mit einem Strauß oder einer Tasche mit eingepackter Ware aus dem Geschäft kommen. Eine hat einen dunkelblauen Rock an, die andere trägt eine modisch eng geschnittene Jeans, beide dazu Blusen: einfarbig in hellblau und rosa.

In Sopron würden sie auffallen, als zu elegant, oder besser gesagt, konservativ. Im Gegensatz gibt es dort aber auch kein Geschäft, wo Blumen gleich viel kosten wie zwei Jeans oder eine Jacke.

Dann spaziere ich weiter, ich habe mehr als eine Stunde Zeit, sehe einen Hausdurchgang, überquere die Gasse, bis ich vor einem Schaufenster mit Weihnachtsschmuck halte. Eine winzige Auslage, umrandet von dicken, bunten Christbaumgirlanden, mitten im Frühling. Dieser blaue Engel mit Flügeln aus echten Federn in der oberen Ecke ... einen ähnlichen hat Mutter immer in die Mitte unseres Weihnachtsbaums gehängt. Ich starre ihn an, bis mir die Augen verschwimmen.

»Blumen! Was willst du damit verdienen, die Leute haben immer weniger Geld, da werden sie vor allem bei den unnötigen Dingen sparen. Lerne lieber etwas Ordentliches, die Zeiten werden nicht besser.«

Mutters Worte, jedes Mal, wenn ich nach der Schule wieder in dem kleinen Blumengeschäft an der Ecke hängengeblieben bin, und ich vom Vater abends abgeholt werden musste. Ein kleiner Raum, mit einem Garten dahinter, zur Straße hin eine große Auslage. So habe ich mir als Kind – was heißt als Kind, noch vor wenigen Jahren – mein Reich vorgestellt. Und ich selbst inmitten von Rosen, Gerbera, Sonnenblumen, die ich in Bottichen voll kühlen Wassers arrangieren würde ...

Ich gehe die Straße zurück, gelange erneut zum Kirchenplatz, diesmal von der anderen Seite, erreiche einen anderen Hausdurchgang, und da fällt mir ein Geschäft mit Faschingsverkleidungen und Perücken auf. An der Seitenwand ein Regal mit über hundert gelben Badeenten, die alle verkleidet sind. Lustig, eine Ente als Polizist, eine als Balletttänzerin ... wäre das nicht ein Geschenk für

Krisztina? Sobald sie klassische Musik im Radio hört, stellt sie sich auf Zehenspitzen und dreht sich wie ein Kreisel. Ich strecke mich, auf dem oberen Regal hängt ein kleines Preisschild an der Ente mit der Feuerwehruniform: neun Euro, neunzig Cent. Eine Kette ist sicher auch nicht billiger. Eine Ente ist als Freiheitsstatue verkleidet, perfekt für Tibor; soweit ich mich erinnern kann, sammelt er seit Jahren alle Forint-Münzen in einem großen Bierkrug, um einmal im Leben nach New York zu reisen. Obwohl ich mir nicht sicher bin, ob er das mit dem Inhalt dieses Kruges je schaffen wird. Denn hat er nicht ein Drittel bereits zwischendurch für Alkohol ausgegeben? Für die Party, welche er damals veranstaltete, weil die USA die Visapflicht für die Einreise aufgehoben haben? Mittlerweile sind wohl einige der Münzen, die tief unten auf dem Boden liegen, wertlos geworden, wie die alten Hundert-Forint-Münzen. Trotzdem toll, wenn er für seine Träume spart, ich traue mich nicht einmal darüber zu reden, ein eigenes Blumengeschäft ...

Das Geschäft mit den Enten will ich mir merken, hinter dem Stephansplatz, das werde ich wiederfinden. Ich biege in die nächste Gasse rechts ein, stolpere beinahe wegen des unebenen Kopfsteinpflasters. Die Teppiche! Die müssen weg, Frau Janssen hat ohnehin Gleichgewichtsschwierigkeiten, kann kaum die Beine während des Gehens heben und ermüdet schnell. Ich hebe den Kopf: Über mir sind drei gemauerte Verstrebenungen zwischen den Häuserzeilen, in geschwungenen Bögen. Diese Gasse wirkt, als hätte ich eine Zeitreise ins neunzehnte Jahrhundert gemacht: Blutgasse, der Name hat sicherlich einen scheußlichen Ursprung.

An der Ecke halte ich an und kneife die Augen zusammen, tatsächlich, einige hundert Meter weiter vorne kann ich die Pestsäule erkennen. Zum Glück bin ich zurück auf dieser breiten

Fußgängerzone gelandet. Diese wunderschönen engen Gassen, aber plötzlich sieht alles anders aus, ich muss mir unbedingt einen Plan besorgen. Sollte ich Herrn Janssen darum bitten? Oder ich lade mir den Stadtplan auf mein Mobiltelefon. Kurz vor der Wohnung komme ich an dem kleinen Laden für Modeschmuck vorbei. Rasch werfe ich einen Blick in die Auslage, Ketten mit sternförmigem Anhänger um weniger als zwanzig Euro. Ich bin mir sicher, dass ich beim Juwelier an der vorigen Ecke eine Kette um einen fünfstelligen Betrag gesehen habe, dort, wo ein Sicherheitsmann im schwarzen Anzug vor dem Eingang steht. Klar, die ist sicher echt und unter Umständen mit Diamanten besetzt, komisch, dass es dermaßen unterschiedliche Geschäfte gibt, an einer einzigen Straße, wenige Meter voneinander entfernt.

Herr Janssen hat mir zugehört, geduldig, und als ich ihm die bereits jetzt leicht aufgebogene Teppichecke auf dem Weg zwischen Esstisch und Sofa zeige, nickt er sogleich zustimmend.

»Sie haben recht.« Er steht auf, krepelt seine Hemdsärmel auf und grinst. »Bei der Gelegenheit können wir einmal kontrollieren, ob Frau Hilda gründlich saugt.«

Ich sehe ihn von der Seite an, während ich die Sessel auf die freie Parkettfläche inmitten des Wohnzimmers stelle. Er hat Humor. Und es wäre fair, ihn darauf hinzuweisen, dass ich, und natürlich auch Ágnes, nicht nur für Pflege und Betreuung zuständig sind, sondern durchaus leichte Hausarbeit übernehmen können. Nun, vielleicht sollte ich besser zuerst mit Ágnes darüber sprechen, ich will keinen Streit.

Die eingerollten Teppiche trägt Herr Janssen in den letzten Raum am Ende des Flurs. Ich schnappe mir den kleinen, der unter dem runden Tischchen vor dem großen Fenster gelegen hat, und folge ihm. Ich habe dieses Zimmer bisher nicht betreten; am ersten Tag während des Rundgangs hat Herr Janssen diesen Raum unbeachtet gelassen.

Das Zimmer ist – bunt, fantastisch bunt! Zwei Wände sind mit einem offenen Schrank bis zur Decke verbaut. Darin hängen Ballkleider in allen möglichen Farben, glitzernd besetzt und bunt schillernd.

Die Roben sind an den Schultern mit dünnem Seidenpapier verdeckt, um den Staub abzuhalten. An der gegenüberliegenden Wand ist ein riesiger Spiegel, eingefasst mit einem goldenen Rahmen.

»Wenn meine Frau sprechen könnte, würde sie Ihnen sicherlich liebend gerne zu jedem dieser Kleider eine Geschichte erzählen. Nun hingegen ...«, Herr Janssen stockt kurz, »... bitte ich Sie, diesen Raum mit meiner Frau nicht zu betreten. Ich fürchte, es würde sie sehr schmerzlich an ihre Auftritte erinnern.«

Ich nicke und Herr Janssen greift nach dem Teppich, den ich noch immer in Händen halte, und lehnt ihn in die Ecke hinter der Tür zu den anderen.

»Und wie war Ihr Ausflug?«

»Danke, schön, in der Stephanskirche war ich.«

»Unseren ehrwürdigen Dom haben Sie besucht, tja, und wie hat er Ihnen gefallen?«

Ich beiße mir auf die Lippen und Herr Janssen beginnt zu lachen, schließlich deutet er mir, ihm zu folgen. Im Wohnzimmer stoppt er vor dem Bücherregal, legt den Kopf etwas schief und murmelt etwas vor sich hin. Plötzlich ruft er: »Isabelle, sag, wo steht denn dieser opulente Bildband über den Stephansdom, du weißt schon, den du damals bei der Jubiläumsfeier geschenkt bekommen hast?« Gleichzeitig kniet er sich auf den Boden und sucht die untersten Reihen ab.

Im Augenwinkel nehme ich eine Bewegung wahr. Ich drehe mich zu Frau Janssen, die andeutungsweise den Kopf verneinend schüttelt und mit der rechten Hand nach oben zeigt.

»Oben – ein Stückchen weiter rechts«, übersetze ich leise.

»Genau, da ist unser Dom!« Herr Janssen streckt sich und zieht ein Buch aus dem Regal.

Nachdem ich Frau Janssen zu Bett gebracht habe, kauere ich mich mit dem Bildband auf mein eigenes. Auf der ersten Seite ist eine Widmung, die ich allerdings sehr schwer entziffern kann. Es liest sich wie: Für Isbelle, meiner liebsten Sängerin ... unvergessene Stunden ... Die Schrift ist sehr schnörkelig, mit Füllfeder geschrieben und manche Buchstaben verwischt, merkwürdigerweise fehlt bei Frau Janssens Vornamen ein a. Vermutlich ist Isbelle ein Kose-name, der Schreiber ein ehemaliger Liebhaber oder ein großer Fan ihrer Gesangkunst gewesen.

Ich blättere weiter. Alleine über zwanzig Fotos von der Kanzel. Ich nehme mir vor, den Dom ein zweites Mal zu besuchen, an einem Tag, wenn die Sonne kräftig durch alle Fenster scheint, eventuell werde ich obendrein auf den Südturm hinaufklettern und sicher eine Kerze anzünden – das bin ich Großmutter schuldig.

Ende der Leseprobe

Im Buchhandel oder online erhältlich